

Monokel

Es ist Abend geworden. Es sind kaum noch Fußgänger oder Autos zu sehen. Wir verlassen das Haus durch den Keller und spazieren durch die Straßen wie drei Freunde, die nach der Arbeit nach Hause gehen. Nach einer Stunde bemerken wir einen schlecht geparkten LKW, dessen Fahrer sich über den Motor beugt. Er führt Selbstgespräche, verflucht und beleidigt seinen Schrottwagen, die Straße und die schlechten Reifen.

»Hilfe gefällig?«, frage ich ihn.

»Nichts dagegen«, sagt der Mann, dessen Hände ölverschmiert sind. »Das verdammte Ventil ist rostig und blockiert alles. Und wie soll ich meine Kartoffeln abliefern, wenn dieser alte Schrotthaufen seinen Geist aufgibt?«

Walter, der Amateurmechaniker, taucht seine Hände in den Motor. Nach zwanzig Minuten schnurrt er wieder.

»Wohin fahren Sie denn jetzt?«

»Nach Hause natürlich! Haben Sie gesehen, wie spät es ist? Höchste Zeit, meine Frau macht sich bestimmt schon Sorgen.«

»Wo wohnen Sie denn? Vielleicht könnten Sie uns einen Gefallen tun und uns ein Stück mitnehmen, wir sind auf dem Weg nach Potsdam.«

»Na, da haben Sie Glück! Ich bin auf dem Weg nach Bornim und fahre über Potsdam. Es ist nicht mehr weit, in einer halben Stunde sind wir da. Steigen Sie ein!«

Maria sitzt auf meinem Schoß, es gibt kaum Platz in der LKW-Kabine. Unterwegs stellt uns der Fahrer Fragen: »Wie kommt das, dass zwei Männer wie ihr nicht in der Armee seid? Ich hoffe, ihr seid keine Deserteure, eh? Man muss dem Vaterland dienen. Ich wollte ja dienen, aber weil ich linke, haben sie mich nicht genommen.«

Walter antwortet im Dialekt der Berliner Arbeiter: »Ich wäre auch gerne gegangen, aber ich bin Heizer im Krankenhaus und sie brauchen mich. Das ist meine Schwester und der Typ an der Tür, der ist Arzt. Ich glaube, sie werden eines Tages heiraten. In der Zwischenzeit werden wir einen alten Onkel von mir überraschen. Und ihm den Arzt vorstellen!«

»Herzlichen Glückwunsch! Du und deine kleine Schwester, ihr habt's raus, wie man den richtigen Schwiegersohn für die Familie findet, mit Bildung und allem. Nicht wie meine Schwester, die mit 'nem faulen Nichtsnutz und Alkoholiker verheiratet ist, aber sie hat ihn letztes Jahr in die Armee eingezogen. Ich hoff', es wird ihm guttun, ein Jahr is' er schon weg und kein einziger Brief an meine Schwester und die Kinder. Soll er doch dort verrecken, sie findet schon 'nen andern. Aber sie is' nicht mehr so jung wie die da«, sagt er und deutet mit dem Finger auf Maria.

In Potsdam angekommen, verabschieden wir uns von unserem Fahrer und Maria sagt zu Walter: »Das ist ja unglaublich! Wie kannst du den Berliner Akzent so täuschend imitieren?«

»Ich spreche eben DEUTSCH, nicht wie du, Österreicherin!«

Wir brechen alle drei in Gelächter aus. Auf dem Weg zu Monokel begegnet uns eine Gruppe von Soldaten der Wehrmacht auf Urlaub. Mein Inneres krampft sich zusammen, aber ich lasse mir nichts anmerken. Sie schauen uns nur an, lächeln und machen Maria das eine oder andere Kompliment. Sie lächelt höflich zurück. Ein paar Minuten später stehen wir vor Monokels fantastischer Villa. Ich klopfe an die Tür und ein alter Diener kommt, um mir zu öffnen.

»Guten Abend, es tut mir leid, so spät noch zu stören, aber wir möchten gerne mit dem Hausherrn sprechen.«

Er starrt uns überrascht an, dann fasst er sich.

»Wen darf ich melden?«

»Paul. Paul den Polen.«

Unter diesem Namen bin ich im Milieu in Deutschland bekannt.

»Ich werde nachsehen, ob der Hausherr zu sprechen ist.«

Er schließt die Tür. Mehr als fünf Minuten vergehen.

»Es sieht nicht gut aus, Chef. Ich glaube, wir sollten uns besser aus dem Staub machen«, sagt Walter.

»Außerdem ist es nicht höflich, Leute auf der Straße warten zu lassen«, sagt Maria konsterniert.

Endlich öffnet sich die Tür.

»Der Herr bittet Sie einzutreten. Folgen Sie mir bitte.«

Die Eingangshalle ist riesig. Die Wände sind mit Holz getäfelt, der Boden ist aus Marmor. Jagdtrophäen hängen an den Wänden und ein riesiger Kronleuchter aus Geweihen erhellt den Raum. In einem gewaltigen Kamin flackert ein Feuer und lässt die Schatten wie Formen und Farben eines expressionistischen Gemäldes tanzen.

»Erlauben Sie, dass ich Ihnen die Mäntel und Waffen abnehme, dann begeben wir uns in den maurischen Saal.«

Das klassische Verfahren. Es weckt in mir süße Erinnerungen. Nur Maria scheint von seiner Aufforderung überrascht zu sein. Nachdem er unsere drei Tokarevs und unsere Mäntel an sich genommen hat, führt uns der Butler in einen großen Raum, der mit antiken Möbeln und Gegenständen aus dem Nahen Osten eingerichtet ist. Ein kleiner lebhafter Mann mit Glatze, der in ein Gewand aus marineblauer Seide gekleidet ist, geht schnell auf mich zu. Er muss über 80 Jahre alt sein, aber er sieht fünfzehn oder zwanzig Jahre jünger aus. Er trägt sein legendäres Monokel.

»Paul der Pole! Der Teufel soll mich holen! Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen? Zehn Jahre? Setz dich!«, sagt er und begrüßt mich mit einer Umarmung. »Und deine Freunde ebenfalls. Aber das ist doch Walter, der Boxer! Immer noch mit dem Polen zusammen ... Ah, wenn ich Männer wie euch vor 40 Jahre gehabt hätte, würde ich jetzt in Kalifornien meinen Ruhestand genießen und mit Marlene Dietrich und Erich von Stroheim in einem schicken Restaurant zu Abend essen. Und wer ist diese reizende Person, die euch begleitet, Paul?«

»Das ist meine Reisegefährtin, Maria. Sie ist aus Wien.«

»Erfreut«, sagt sie, ein wenig verlegen, da sie nichts anderes zu sagen weiß.

»Was möchtet ihr trinken? Ich habe einen fantastischen Pflaumenschnaps. Den müsst ihr probieren.«

Er ist offensichtlich glücklich über unseren Besuch. Aber dann schaut er mich an und wird plötzlich ernst.

»Welcher Wind hat dich hierhergeweht, Paul? Du weißt, dass ich im Ruhestand bin. Sowieso hat das neue Regime die Mafiaorganisationen zerstört, in Deutschland lässt sich nichts mehr machen. Unser Geschäft existiert sozusagen

nicht mehr. Wer heutzutage Geld verdienen will, sollte besser einen Parteiausweis haben. So viele Chefs der Mafia klettern in der Parteistruktur nach oben und machen Karriere bei Gestapo, Polizei oder sonst irgendwelchen Ministerien. Die eröffnen Werkstätten und Fabriken und arbeiten mit der Wehrmacht zusammen.«

»Ich bin nicht gekommen, um Geschäfte zu machen, ich bin gekommen, um dich um Rat zu fragen, wie wir das Reich am schnellsten verlassen können.«

Er schaut mir lange Zeit direkt in die Augen, ohne etwas zu sagen, so als wolle er meine Gedanken lesen.

»Wirst du gesucht?«

»Ja.«

»Die Polizei?«

»Nicht nur. Die Gestapo, die Spionageabwehr, kurz, alle möglichen Dienste, die Jagd auf einen Menschen machen können. Und sie suchen aktiv nach uns.«

»Du musst ein schlimmes Verbrechen gegen den Staat begangen haben. Aber was du getan hast, interessiert mich nicht.«

»Ich werde dir sagen, was wir getan haben. Maria, Walter und ich sind Juden.«

Er schaut mir wieder direkt in die Augen, ohne etwas zu sagen. Sein Gesicht ist angespannt. Schließlich bricht er das Schweigen.

»Meine Güte, das hätte ich niemals vermutet.«

Dann, ohne aufzustehen, beginnt er, in der Kommode neben seinem Sessel herumzukramen. Er zieht eine Kopie des »Stürmers« heraus und zeigt uns die Karikatur eines Juden.

»Also, ich finde ja nicht, dass ihr dem da ähnlich seht. Seid ihr sicher, dass ihr Juden seid?« Und er wirft uns ein maliziöses Lächeln zu.